

Beiträge der Autoren und Autorinnen,

Berlin 05.11.2014

Mathias Énard: Pförtner am Tor zur Traurigkeit (Für Muhammad al-Mâghût)

Das Undenkbare denken: Darauf, so glauben wir, seien unsere Möglichkeiten beschränkt. Auf den Ruinen weinen. Wer hätte sich vor fünf Jahren ein verwüstetes Syrien vorstellen können? Niemand. Wir wussten alle, dass das syrische Baath-Regime zerstörerisch war, ein Regime von Mördern und Folterern: wir haben es toleriert. Schlimmer noch: Wir haben es gestärkt. Zwei Jahre vor Beginn der Demonstrationen in Daraa wurde Baschar al-Assad am 14. Juli auf die Präsidententribüne nach Paris eingeladen und stand wenige Meter neben Nicolas Sarkozy, der ihm herzlich die Hand schüttelte.

Wir wussten alle, dass das Assad-Regime ohne zu zögern bereit war, seine Zivilbevölkerung und die seiner Nachbarn zu massakrieren: Die Ereignisse, die unter dem Namen „das Massaker von Hama“ im Jahr 1982 bekannt sind (die sich in Wirklichkeit jedoch auf viele andere syrische Städte erstreckten), oder die syrischen Übergriffe im Libanon haben dies hinreichend gezeigt. Wir haben es toleriert. Wir wussten, dass die syrische Armee und ihre Handlanger, die seit Jahrzehnten die Repression organisiert haben, nicht eine Sekunde zögern würden, auf die Menschenmenge zu schießen, Oppositionelle zu foltern, Städte und Dörfer zu bombardieren: Wir haben sie gewähren lassen. Wir wussten, dass es das syrische Regime in der Kunst der diplomatischen Manipulation in der Region zu großer Meisterschaft gebracht und es verstanden hat, kurzzeitig seine Feinde zu stärken, um sie zu unterwandern und dabei ein entsetzliches, tödliches Doppelspiel zu betreiben: Das zeigt beispielsweise die Geschichte der Beziehungen Syriens zu verschiedenen palästinensischen Gruppen. Es ist aber nur ein Beispiel unter anderen, und wir haben diese Beispiele alle vergessen oder so getan, als hätten wir sie vergessen.

Wir wussten alle, dass syrische Politiker stets aus einer Klientel von reichen Familien stammen, die nur dank einer gut funktionierenden Clanstruktur und der großzügigen Geschenke der Assad-Kaste überleben. Wir haben uns dennoch Hoffnungen auf einen Wandel gemacht. Wir haben alle davon erfahren, dass während des so kurzen Damaszener Frühlings 2000 die Salons der Demokratiebewegung unterdrückt worden waren, dass viele politische Anführer sich plötzlich im Gefängnis wiederfanden oder gezwungen wurden, das Land zu verlassen. Wir haben uns damit abgefunden.

Wir haben uns eingebildet, dass die wirtschaftliche Öffnung in eine Öffnung für demokratische Strukturen münden würde. Wir haben deutlich gesehen, wie diese Öffnung nur dazu diente, neue

Pfründe zu verteilen, um eine neue Klientel zu bedienen und den machthabenden Clan zu stärken. Diesem haben wir Autos, Technologien und schlüsselfertige Fabriken verkauft, ohne uns darüber aufzuregen.

Wir kennen alle die Verwerfungen, die das syrische Staatsgebiet durchziehen; wir wissen sehr gut, dass sich das Assad-Regime im wesentlichen auf die alawitische Minderheit stützt, vor allem sein militärischer Apparat und seine Unterdrückungsinstrumente; wir wissen von seinem strategischen Bündnis mit dem Iran, das in die Zeit des Krieges zwischen Iran und Irak sowie des Libanonkrieges in den 80er Jahren zurückreicht; wir waren Zeuge der militärischen und politischen Macht der libanesischen Hisbollah; wir haben bei der Instrumentalisierung der Kurden in den Beziehungen zwischen Syrien und der Türkei im Laufe der letzten dreißig Jahre zugesehen; wir wussten alles über die Verbitterung der besitzlosen syrischen Sunniten, die von der Klientelwirtschaft ausgeschlossen sind und von ihren eigenen Eliten verachtet werden; wir sind uns bewusst, welches Gewicht Saudi-Arabien und Katar in der europäischen Wirtschaft haben, und wir wissen, dass diese beiden Mächte sich seit Jahren im „kalten Krieg“ mit dem Iran befinden.

Wir erinnern uns (oder sollten uns daran erinnern), dass die Landkarte des Nahen Ostens im 20. Jahrhundert das Ergebnis von Geheimabkommen ist, die Mark Sykes und François Georges-Picot 1916 geschlossen haben, oder vielmehr eine Folge dieser Abkommen und ihrer Umsetzung zwischen 1918 und 1925. Der Libanon, Syrien, der Irak, (Trans)Jordanien und Palästina sind vor fast hundert Jahren aus diesen Grenzen hervorgegangen, und diese Grenzen wurden seither nur einmal direkt in Frage gestellt, nämlich als der Islamische Staat (ISIS) in diesem Sommer westliche Provinzen des Irak mit nördlichen und östlichen Provinzen Syriens verbunden und dabei mit einem Schlag alle anderen Grenzen, insbesondere die von Jordanien und Saudi-Arabien, zum Erzittern gebracht hat.

Wir wussten, dass der Libanon ein zerbrechliches Land war, von dem einige Teile wünschten, seine geographischen Grenzen mögen neu definiert werden (oder implodieren), das Staatsgebiet möge in eine Konföderation umgewandelt werden, um „Minderheiten zu schützen“. Der Balkan hat uns gelehrt, dass niemand eine Minderheit auf dem Gebiet des anderen sein will, wenn das Imperium zusammenbricht. Wir wissen außerdem, dass die Invasion im Irak – die Zerschlagung des irakischen Staats – zu Rechtlosigkeit, Korruption, Unsicherheit, Hunger und dem Ausfall aller öffentlichen Dienste geführt hat.

Aus all dem haben wir keinen Schluss gezogen. Als sich die Demonstrationen in einen Aufstand verwandelten, als aus dem Aufstand eine Revolution wurde, als die ersten Bomben auf die Zivilbevölkerung abgefeuert wurden, als die Revolution sich eine freie Armee zulegte, haben wir nichts getan.

Wir wussten ganz genau, dass ein Lösung des „Syrien-Problems“, eine „Antwort auf die Syrienfrage“ nur mit Moskau und Teheran möglich sein würde, doch wir wollten nicht nach Moskau oder Teheran gehen.

Wir haben beteuert, wir würden die Demokraten unterstützen.

Wir haben gelogen.

Wir haben die Freie Syrische Armee und alle freiheitlichen Kräfte sterben lassen.

Wir haben über die Zahl der Toten diskutiert.

Wir haben über rote Linien diskutiert, die wir erst gezogen, dann wieder verschoben haben, weil wir uns nicht sicher waren, ob sie wirklich überschritten wurden.

Wir haben über die Farbe des Schaums im Mund der Leichen diskutiert.

Wir haben beteuert, wir würden die demokratischen Kräfte unterstützen.

Wir haben gelogen.

Wir haben Konferenzen in europäischen Palästen abgehalten.

Wo wir gesehen haben, welche Karten Saudi-Arabien, Katar und die Türkei in den Händen halten.

Wir haben weiter gelogen.

Täglich diskutieren wir über die Zahl der Toten. Wir haben zugesehen, wie die Zelte in der Türkei, in Jordanien und Libanon aus dem Boden schossen. Täglich zählen wir die Zelte. Wir haben die Frau des französischen Präsidenten in die Bekaa-Ebene geschickt, um die Zelte zu zählen. Als sie zurückkam, was sie nicht mehr seine Frau. Als wir es leid waren, die Verwundeten zu zählen, haben wir uns zur Verbesserung der Lebensverhältnisse für die Flüchtlinge beglückwünscht. Wir haben die Männer gesehen, die in der Wüste abgeschlachtet wurden, weil wir nicht auf sie gezählt hatten. Wir haben uns empört, und aus unserer Empörung wurden Bomben und Luftangriffe.

Täglich diskutieren wir über die Wirksamkeit unserer Bomben. Wir zählen die Toten und die Zelte. Wir lernen die Namen von Städten, und kaum dass wir sie kennen, sind es die Namen von zerstörten Städten.

Wir lügen.

Wir sind die Geographen des Todes.

Wir sind die Pförtner.

Die Pförtner am Tor zur Traurigkeit.

Die Geographen der Zerstörung.

(Aus dem Französischen übersetzt von Holger Fock und Sabine Müller)

Anmerkung: Der Titel „Pfortner am Tor zur Traurigkeit“ stammt aus einem Gedicht des syrischen Dichters, Dramatikers und Schriftstellers Muhammad al-Mâghûl (1934-2006).

Amer Matar: Dicke Zahlen im Exil

Im beschaulichen Exil habe ich über nichts als den Tod geschrieben, über das Kochen von Menschenfleisch. Immer wenn ich neue Fenster zur Stadt hin öffnete, wusste ich nicht, sie wieder zu schließen. Also schlug ich einen neuen Nagel in meinen Kopf ein.

Hier habe ich keine Fenster, nur die Youtube-Quadrate, die auf das tatsächliche Exil blicken, aus dem ich komme. Und die überall in meiner Wohnung aufgehängten Zähler, die die Zeit der Abwesenheit messen.

Ich kann den Abwesenheitszählern, die behaupten, mein jüngerer Bruder Mohammed Nûr befinde sich jetzt schon im zweiten Jahr bei ISIS in Haft, keinen Glauben schenken ... Seine verkohlte Kamera liegt bei mir zu Hause in einem Schrank.

Mohammed Nûr dringt in meine Alpträume ein, er hat einen riesigen Zähler aus Kupfer bei sich. Er wirft ihn mir in den Kopf und verschwindet, so dass mein heißes Blut in den Träumen zu fließen beginnt.

Hier habe ich keine Fenster, ich habe nur die Alpträume, die sich zur Gewalt hin öffnen.

An den Wänden meines Schlafzimmers hängen die Ohren von zufällig getöteten Soldaten. Ich habe sie abgeschnitten und mit Nägeln befestigt ... Vor dem Schlafengehen erzähle ich ihnen die Geschichte von Rotkäppchen und dem Wolf. Wenn ich nicht schlafen kann, schlage ich die Nägel tiefer ein und erzähle ihnen die Geschichte ein weiteres Mal.

Von meiner weit entfernten Wohnung aus versuche ich manchmal, Nachrichten für meine Mutter zu erfinden. Ich erzähle ihr von Alpträumen, die nicht ganz so schwer auf dem Herzen lasten. Wenn sie schläft, wird sie von den gleichen Alpträumen überfallen, die mit aller Gewalt gegen meinen Kopf hämmern.

Täglich schlachte ich die neuen Alpträume ab ..., und hänge sie an die Wände meiner Küche.

Ich habe vergessen, wie es ist, zu erwachen. Umgeben von einer Blase aus Wachs, versuche ich, eine Hand hinauszustrecken. Ich bekomme nur die Zähler zu packen, ich lasse sie wieder los, schüttele meine Finger aus und ziehe sie wieder in die Blase zurück. Ich lache laut, ich mache es noch einmal ... Ich strecke meinen Kopf aus der Wachsblase. Ich sehe nichts, die Welt außerhalb ist grau.

Schließlich erinnere ich mich daran, wie es ist aufzuwachen.

Ich versuche wieder einzuschlafen, spreche dem Zähler die Zahlen laut nach.

Ich kann nicht schlafen, das Bett ist eng, und die Zahlen sind furchtbar dick. Sie strecken sich auf mir aus, ihr Schweiß fließt über meine Haut und auf das Bett. Ich kann nicht schlafen. Die Zahlen spielen in meinem Schlafzimmer, ihr kaltes Fleisch liegt auf mir ... Ich zünde eine Kerze neben dem Bett an, die Zahlen neiden es mir, sie möchten gleichfalls eine Kerze angezündet haben. Ich hänge den Feuerlöscher an die Zimmerdecke und versuche, wieder einzuschlafen.

Ich erzähle den Zahlen von der Dschinnenfrau, die die Leute aus meinem Viertel entführt und lebendig gekocht haben. Weder fürchten sich die Zahlen noch schlafen sie ... Meine Knochen schmerzen von dem kalten Fleisch, das auf mir liegt.

Ich hasse den Schlaf, die Alpträume, das Schreiben und die Kameras. Ich werde mich aus dem Schlafzimmer davonmachen.

Im Wohnzimmer bastele ich kleine Papierautos, belade sie mit Sprengstoff und schicke sie ins Schlafzimmer. Ich versuche, Falschmeldungen für meine Mutter zu erfinden. Ich bastele Papierflugzeuge für sie, aber das bringt sie zum Weinen.

(Aus dem Arabischen von Larissa Bender)

Rasha Abbas: Ein blaues Leichentuch in der Mitte der Welt

Was assoziiert man heute mit dem Wort Mittelmeer, auf Arabisch das Weiße Meer genannt? Wenn man wie bei einer Collage Bilder vom Leben rund ums Mittelmeer sammelt, kommt möglicherweise eine wunderbare visuelle Mischung heraus: alte Segelschiffe, Kneipen, in denen Hochprozentiges ausgeschenkt wird und die sich in direkter Nähe zu den Fischläden befinden, von denen die Möwen angelockt werden. Weiße Häuser mit blau gestrichenen Fensterrahmen, gepflasterte Straßen und Plätze, umherziehende Musiker. Vielleicht möchte man noch Bilder schöner Schauspielerinnen aus den Ländern nördlich des Mittelmeers hinzufügen, Erbinnen der Verführerinnen aus den Sagen, Paradiesjungfrauen, deren Verlockung den Matrosen und lebendigen Küstenstädten zu schaffen machten, bevor Odysseus sie mit seinem berühmten Trick besiegte.

Schaut man hinter die schöne Kulisse, erkennt man enorme menschliche Not, die sich heutzutage ganz in der Nähe der Küsten dieses Meeres breit macht. Aus Herodots Reise im fünften Jahrhundert v.Chr., die ihn in siebzehn Jahren rund ums Mittelmeer führte und von der er Manuskripte mitbrachte, die später als grundlegende Dokumente der Geschichte der Humanwissenschaft galten, lernen wir, dass der gute Historiker seit jener Zeit darum bemüht war, Gerechtigkeit und politische Freiheit sowie Glück und sorgloses Leben miteinander in Beziehung zu setzen (die Zufriedenheit der Götter natürlich vorausgesetzt). Er interpretierte den Zusammenbruch der Zivilisationen und ihre Niederlage vor dem Gegner in der damaligen Zeit als Abwesenheit dieser Konzepte. Es sind die gleichen Ziele, die zu erlangen heute einige Völker rund um das gleiche Mittelmeer einen immens hohen Preis zahlen. Das Schicksal, das die Revolution des syrischen Volkes heute erleidet, ist das beste Beispiel dafür.

Stets haben die Gedanken ihren Weg durch die Mittelmeerstaaten gefunden, von Nord nach Süd und wieder nach Norden. Leider scheinen es heute nicht die Gedanken allein zu sein, die das Mittelmeer von Ort zu Ort trägt. Angesichts der Gewalt und der Unterjochung, unter der viele Menschen östlich und südlich des Mittelmeers leiden, verliert die Thematik des Wanderns der Kulturen zwischen den Mittelmeerländern, die Frage, ob sie sich gegenseitig ergänzen oder aufeinander prallen, an Bedeutung. Genauso das Problem der unterschiedlichen Forschungsmethoden in den Humanwissenschaften, die sich mit den Ländern rund ums Mittelmeer beschäftigen und die nach der präzisesten Definition der Klassenteilung suchen. Vielleicht ist es für diese Forscher, die sich mit der Rettung von Menschen beschäftigen, wichtiger zu erfahren, welcher ungefähre Betrag es den Menschen heutzutage ermöglicht, das Mittelmeer zu überqueren, sei es in Richtung Glück und angenehmes Leben, das die Häfen im Norden verheißen, sei es, dass sie ihr Ende und die Erlösung mit den Resten eines morschen Schiffes finden, das seine Passagiere nicht zu ihrem Ziel bringen konnte. Für sie wird es entweder ein Ticket ins Land ihrer Träume oder ein blaues Leichentuch werden.

Als jemand, der nicht schwimmen kann und unter Platzangst leidet, fällt mir schon allein der Gedanke an solch illegale überfüllte Flüchtlingsboote schwer, doch diese Boote sind in Wahrheit

die einzige Chance auf Erlösung für jene Menschen, die jegliche Hoffnung auf ein menschenwürdiges Leben in ihren von Willkür und Armut regierten Ländern verloren haben.

Die gefährliche und abenteuerliche Flucht in Richtung des hypothetischen Paradieses ist übrigens nicht neu. In vielen Werken der arabischen Literatur wird sie thematisiert, etwa in dem Roman „Afrikanische Titanikschiffe“ des eritreischen Schriftstellers Abdallah Hamid al-Kahhal und in dem Roman „Das Mitteländische Meer“ des Ägypters Aiman Zahri. Heute gewinnt das Thema angesichts der besorgniserregenden Zahlen an Bedeutung, die von einer Zuspitzung der Katastrophe und der gleichzeitigen Verschlimmerung der Lage in einigen Mittelmeer- und an diese angrenzenden Staaten künden.

Etwa 3.100 Menschen haben allein in diesem Jahr ihr Leben bei der Überfahrt auf den illegalen Flüchtlingsbooten verloren. Es genügt nicht, sich allein auf den Zufall und die vorbeikommenden Handelsschiffe zu verlassen, um die Menschen vor einem möglichen Ertrinken zu retten. Während wir hier zusammen sitzen, muss die gemeinsame Triton-Initiative der europäischen Agenturen und der betroffenen Staaten ihre Arbeit schon aufgenommen haben, um der illegalen Überquerung des Mittelmeers ein Ende zu setzen, nachdem die italienische Mission Mare Nostrum, die den Suchradius erweitert hatte, um die im Mittelmeer Ertrinkenden zu retten, einige positive Ergebnisse bei der Rettung von Menschenleben gezeitigt hatte. Wenn es heute auf dem Festland, das zu eng für seine Bewohner geworden ist, aufgrund der politischen Komplikationen, die stets für die Nichteinmischung bei Verbrechen gegen die Menschlichkeit herhalten muss, zu schwierig geworden ist, zu intervenieren und zu helfen, so besteht die letzte Hoffnung darin, wenigstens auf dem Mittelmeer zu helfen, um die Folgen der humanitären Katastrophe so weit wie möglich abzuschwächen, damit dieses Meer kein riesiger Friedhof inmitten der Welt mehr ist.

(Aus dem Arabischen von Larissa Bender)

Rosa Yassin Hassan: Weißes Meer – Schreiben im Exil

Oft habe ich mich, bevor ich mein Land verließ, gefragt, ob man die Literatur von Migranten beziehungsweise im Exil geschriebene Literatur als „marginalisierte Literatur“ bezeichnen könne, die im westlichen Ausland entsteht? Ist es „Literatur der Dritten Welt“, die die Stabilität der fortschrittlichen Welt von innen her erschüttert? Ist es Literatur, die an verschlossene Türen klopft und versucht, sie mit der Macht des Stiftes und einer Fantasie zu zertrümmern, in der der Schmerz der marginalisierten Welt mit all jenen Erfahrungen, die nur ein Mensch der Dritten Welt machen kann, aufschreit?

Auch die Idee des „farbigen Schreibens im weißen Zentrum“ hat mich beschäftigt, und dies besonders zu der Zeit, als die Namen indischer Schriftsteller Jahr für Jahr die Liste des britischen Booker-Preises anführten oder die frankofonen Schriftsteller aus Afrika und Asien die Preise in Frankreich einheimsten. Das führte mich zu einer grundlegenden Überlegung bezüglich der arabischen Literatur, die ja auch als Dritte-Welt-Literatur bezeichnet wird: Gibt es konkrete Merkmale, die arabische, in einem nicht-arabischen Land entstandene Literatur auszeichnet? Oder anders ausgedrückt: Verleiht die in jeder Hinsicht neue andere Örtlichkeit der Literatur eine andere Färbung? Ich war überzeugt davon, dass sich die Dinge anders darstellen, als man es uns in der Schule über die Besonderheiten der Auswandererliteratur oder der Lyrik in der Fremde oder der Exilliteratur beigebracht hatte. Die Erfahrungen der Dritte-Welt-Schriftsteller in der – wenn man so sagen kann – fortschrittlichen Welt haben nämlich gezeigt, dass sowohl die Struktur als auch die Form ihrer Literatur eine Veränderung erfahren haben, ganz abgesehen einmal davon, welche Bedeutung dieser Literatur zukommt.

Die Zeit verging, und alles änderte sich. Unabhängig von den Gründen, die mich und viele arabische Schriftsteller ins Exil zwangen, löst sich der Nebel allmählich auf und das Bild wird klarer. Seit einiger Zeit habe ich den Eindruck, dass alles, was ich vorher gedacht und worüber ich auch geschrieben habe, gedanklich so weit von mir entfernt ist wie die Heimat geografisch. Alles scheint reines Klischee gewesen zu sein. Hat man im Exil einmal verinnerlicht, dass die Heimat tatsächlich verloren ist, ändern sich die Dinge, die Perspektiven vertauschen sich, und es ist nicht mehr möglich, so einfach und beruhigend oberflächlich über Exilliteratur zu sprechen. Heute befinde ich mich in ihrem schmerzlichen Strudel, ich rieche ihren Duft und genieße sie. Auch meine Texte gehören mittlerweile zur Literatur im Exil!

Trotzdem ist es noch zu früh für mich, die Veränderungen der arabischen und insbesondere der syrischen Literatur im Exil auszumachen und über den Einfluss, den das Exil auf sie ausübt, zu sprechen. Die wenigen Jahre reichen nicht aus, die tief greifenden Veränderungen in der Art des Erzählens zu registrieren, weil es eine Weile dauert, bis sie sich herauskristallisieren. Es sind nicht mehr als einige Beobachtungen, einige Anzeichen, über die ich sprechen kann: Zunächst einmal wurde unser Blickfeld geweitet. Wir, die Exilanten, nehmen Dinge wahr, die wir früher, als wir noch in unserem Land lebten, nicht bemerkt hatten. Wir nehmen jetzt eine Außenperspektive ein. Was mich betrifft, so habe ich begonnen, Details aus meiner Heimat zu sammeln, Details, die mir früher, als ich ihnen ganz nahe gewesen war, nicht aufgefallen sind,

Details und Geschichten, die so selbstverständlich waren, als hätte es sie gar nicht gegeben. Und hier liegt das Paradox!

Denn einerseits genießen die meisten arabischen, und besonders die syrischen, Schriftsteller, im Exil heute eine Freiheit, die einige von ihnen niemals hatten. Schreiben ist kein verbrecherischer Akt mehr, und das Wort nicht mehr gefährlicher als eine Kugel. Der Schriftsteller schreibt, was er will, ohne Angst vor einer religiösen, politischen, gesellschaftlichen oder sogar kulturellen Zensur. Das Leben in Sicherheit fördert seine Kreativität. Diese Tatsache müssen wir anerkennen, auch wenn manche meinen, dass der Autor um des Schreibens willen leiden muss. Das wurde durch viele Texte widerlegt, in denen die unterschiedlichsten Formen des Leids beschrieben werden, ohne dass der Autor dieses Leid am eigenen Leib erfahren hätte. Schreiben ist in erster Linie die Fähigkeit, durch die Sprache Erfahrungen zu machen und Situationen zu durchleben. Im Laufe der Zeit entdecken wir jedoch, dass es auch hier, in unserem Exil, Formen von Zensur und Hindernisse gibt, die wir nicht kennen, eine verdeckte und beängstigende Zensur in einer uns unbekanntem Gesellschaft. Dann beginnt sich die quälende Sehnsucht in die Zeilen zu schleichen, bis schließlich das Fieber der Erinnerung ausbricht, die die Literatur zu nichts als einer Klagemauer macht, an der die Vergangenheit, die Heimat und die Lieben beweint werden. Denn die physische Anwesenheit arabischer Autoren im Westen bietet ihnen die Gelegenheit, ihre Stimmen in der neuen Welt hörbar zu machen, die nicht mehr über sie weiß als sie über diese neue Welt. Aber auch wenn das richtig sein mag, so erlebt der Schriftsteller den ersten Schock, wenn er den starren, geschlossenen und meist unveränderbaren Blick gewahrt, mit dem der Westen auf die arabische Kultur schaut. Es ist eine ausgrenzende orientalistische Betrachtungsweise, die alle Araber über einen Kamm schert und sie als undifferenzierte Herde wahrnimmt. Hier beginnt der Kampf gegen die Windmühlen einer in der Gesellschaft verankerten allgemeinen Haltung, der sich der Autor gezwungenermaßen gegenüber sieht, und dies im Hinblick auf die soziale Klasse, die Religion, die Gesellschaft, die Wirtschaft und die Kultur. Dieses Gefühl ist eng verflochten mit einer hohen, meist schwer überwindlichen Barriere: der neuen Sprache, die zwischen ihm und dem Rezipienten steht. Denn die Sprache, die den Schriftsteller hier in der Fremde verrät, ist eng verbunden mit dem Gefühl, seiner direkten und gesellschaftlichen Wirkung verlustig gegangen zu sein. Im Exil lebt der Schriftsteller in einer fremden Gesellschaft, allein, umgeben von Fremden, ihm fehlt die soziale, kulturelle und physische Autorität, die er in seiner Heimat genoss. Wir dürfen nämlich nicht außer Acht lassen, dass die physische Anwesenheit der Intellektuellen in der Gesellschaft und in den Kreisen der Intellektuellen wichtiger ist als ihre Werke.

Doch weil jede Medaille zwei Seiten hat, ist da auch eine positive Seite des Exils. In meinem erzwungenen Exil lernte ich zwangsläufig eine neue, von der meinigen sehr unterschiedliche Kultur kennen, und die Vermischung zweier Kulturen ist immer bereichernd. Auch hat mir diese unerwartete Fremde deutlich gemacht, wie sehr wir Gefangene etlicher heiliger und starrer Überzeugungen und Gedanken gewesen waren, die wir unhinterfragt übernommen hatten und die sich negativ auf unsere Entwicklung auswirkten, auf unsere Literatur, auf uns als Menschen und als säkulare Demokraten. Die negativen Folgen werden uns heute nur allzu deutlich vor Augen geführt.

Was die Form des Schreibens betrifft, die meiner Meinung nach sehr wichtig ist, so steht diese in einem permanenten Zwillingsverhältnis zur Bedeutung. Der größte Teil der in den letzten Jahren

entstandenen arabischen, und besonders der syrischen Literatur, hat sich, zumindest teilweise, von der sprachlichen Verschnörkelung befreit! Schreiben ist zu einem Versuch geworden, das Geschehen, die Standpunkte, Meinungen und geistigen und ideologischen Auseinandersetzungen ebenso wie jene auf dem Schlachtfeld unmittelbar zu übertragen. Es sind Manifeste des Todes, der Revolution oder der Enttäuschung, Versuche, die aktuelle Geschichte der arabischen Welt zu schreiben, damit sie im Meer der unterschiedlichen medialen Agenden nicht in Vergessenheit gerät, und damit auch der Schriftsteller seinen Teil dazu beiträgt und seinen Platz in der Geschichte findet. In der Konsequenz werden weniger kreative Abenteuer eingegangen, sei es im Bereich der Technik, der Wortwahl oder der Arbeit an der Sprache, und dies zugunsten der hinter dem Text stehenden Idee, der Handlung und der Ideologie. Gleichzeitig können wir einen Drang beobachten, die Geschichten von Menschen in Zeiten der Revolutionen und der ihnen folgenden Geburtswehen aufzuzeichnen. Dass der Tod in dieser gegenwärtigen Literatur des Exils ein sehr präsent Thema ist, ist nicht verwunderlich. Vielleicht ist da auch der Wunsch, über das innere Exil zu schreiben, wenn man den physischen Tod als deutliches Zeichen für den seelischen Tod betrachtet. Oder über die Einsamkeit zu schreiben, die sich in der Sprache bemerkbar macht und unter der viele Auswanderer leiden. Und dann bleibt da noch der ewige Fluch, der kaum einen arabischen Schriftsteller los lässt: die Liebe!

Kurz gesagt, ich weiß, dass das Exil meine Art des Schreibens, ja, des Schreibens von uns allen verändern wird. Vielleicht kann ich die Tiefe und Art dieses Wandels noch nicht absehen, aber ich bin mir sicher, dass diese Entwicklung unweigerlich kommen wird, um uns wie durch einen magischen Zauberspruch zu verändern.

Aus dem Arabischen von Larissa Bender

Nihad Siris: Der Ort in Zeiten des Krieges (Übersetzung aus dem Arabischen: Larissa Bender)

Die Nächte sind lang im Berliner Exil. Besonders, wenn immer neue Meldungen und Fotos aus dem Krieg eintreffen - Fotos, die so ganz anders sind, als unsere Familienfotos, die wir immer wieder gerne betrachten. Nein, es sind Fotos, die zeigen, was aus den Orten geworden ist. Der Franzose Gaston Bachelard hat sich über die Ästhetik des Ortes ausgelassen, über die Vertrautheit, die wir jenem Ort gegenüber verspüren, an dem wir aufwuchsen und zu dem sich unsere Seelen bedingungslos hingezogen fühlen.

Heute ist das Foto eines Ortes für mich, der ich weit weg bin, das einzige, was die seelische Verbindung aus Sehnsucht bis Trauer zwischen mir und dem Ort wiederherstellt. Und der Ort beschränkt sich aufgrund meiner Distanz nicht mehr nur auf das Haus oder die Hütte oder den ruhigen Winkel, in dem ich groß wurde, sondern er bezieht sich jetzt auf das ganze Viertel, die Strecke, die wir bei unseren Ausflügen nahmen, den Spielplatz, den Schulweg und die Schule selbst. Vielleicht bezieht er sich auch auf die Suks, die Zitadelle in der Stadtmitte, um nicht zu sagen, die ganze Stadt.

Ein Foto hat es mir besonders angetan. Es wurde von irgendjemandem als Beweis für die durch die Kämpfe zwischen den Assad-Truppen und der Freien Armee in Aleppo verursachte Zerstörung im Maissaloun-Viertel ins Netz gestellt. Darauf ist ein sechsstöckiges Gebäude mit zahlreichen Balkonen an der Frontseite zu sehen. Alle Fensterscheiben sind zerbrochen, die Balkone kaputt. Das Gebäude ist verlassen und steht allein da, erniedrigt, zerfressen von allen Arten von Kugeln, während schwarze Wolken einen düsteren Hintergrund bilden.

Dieses Gebäude liegt am Ende des Aqyoul-Viertels, das ich zwischen meinem siebten und elften Lebensjahr auf meinem Weg zur Maissaloun-Grundschule regelmäßig durchquert habe. Ich kann mich noch gut an den Ort erinnern. Mehrere alte Gebäude hatten dort gestanden, die zur einen Seite auf die Schule blickten, während die Fronten nach Dschabal al-Izam ausgerichtet waren, ein alter verlassener Friedhof, der etwa zehn Meter über der Straße liegt. Man hatte ihn Dschabal al-Izam – Knochenberg – genannt, weil es sich um einen Hügel handelte, auf dem die Bewohner von Aqyul und der benachbarten Stadtviertel ihre Toten bestatteten. Später dann setzten sie ihre Toten auf einem anderen Friedhof in der Nähe bei, der noch höher lag, so dass man tatsächlich von einem Knochenberg sprechen konnte.

Vier Jahre ging ich zur Maissaloun-Jungenschule, die bis heute noch immer steht. Es war ein musterhaftes Gebäude aus gelbem vorspringendem Aleppostein mit einem großen Schulhof, weiträumigen Klassenzimmern und breiten Fluren. In den Pausen spielten wir entweder auf dem Hof oder kletterten auf die Mauern, um in den Hof der benachbarten Maissaloun-Mädchenschule zu spähen. 1957, als ich im ersten Schuljahr war, kam es zur syrischen Krise; aus Gründen, die zu nennen hier kein Platz ist, drohte die Türkei Syrien, die Stadt Aleppo zu überfallen, und so wurden Truppen um die Stadt zusammengezogen. An jenem Tag wurden wir

Schüler früh nach Hause geschickt und liefen verängstigt im Gänsemarsch die Mauern entlang, wie uns die Lehrer befohlen hatten. Am Fuß des Knochenbergs sah ich zwei Soldaten hinter einer Barriere aus Sandsäcken hocken, gegen die sie ein Maschinengewehr gestützt hatten, das wir „Mandelmeter“ nannten. Sie warteten auf die Türken, um „Mandeln“ über sie zu verstreuen.

Auf dem Foto ist auch eine Seite der Schule mit ihren zerbrochenen Fenstern zu sehen. Der Wind spielt mit einem Vorhangfetzen, die Spuren der Kugeln und Granaten sind deutlich sichtbar auf dem gelben Gemäuer. Dieses Fenster mit dem zerrissenen Vorhang gehörte zum Lehrerzimmer im zweiten Stock. Ich kenne es gut, denn wir haben im Flur stets vor der geöffneten Tür den Schritt verlangsamt, um zu beobachten, wie die Lehrer miteinander sprachen und laut lachten. Ich bewunderte unseren Lehrer, den kleinen Herrn Madschid. Er war nett zu allen Schülern, zu jenen, die er unterrichtete, wie auch zu den anderen in den anderen Klassen. Er war, kurz gesagt, der Lieblingslehrer aller Schüler. Er mischte Ernst und Spaß und sein Unterricht war interessant. Als ich einmal mit meinem kleinen Bruder unterwegs war, sah ich ihn auf uns zu kommen und konnte feststellen, wie kleingewachsen er tatsächlich war, sogar noch kleiner, als er in der Klasse wirkte. Als wir auf gleicher Höhe waren, lächelte er und fragte mich, ohne stehenzubleiben, ob der andere mein Bruder sei. Ich antwortete ja, Herr Lehrer. Da fragte er scherzend, ob ich meinen Bruder verkaufen wolle, ging weiter und ließ sein berühmtes Lachen hören.

Auf dem Foto ist keine Menschenseele zu sehen, die Gebäude sind verlassen, nachdem der Krieg dort Einzug gehalten hat. Sogar die Straße, die das Wohnhaus und die Schule voneinander trennte, ist menschenleer. Das Foto wurde von einer höher gelegenen Stelle gegenüber dem Wohnhaus aufgenommen, vermutlich sogar von dem verlassenen Friedhof aus oder vom Dach der Verwaltung des Erziehungsministeriums, das in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts auf einem Teil des alten Friedhofs erbaut worden war. Es hat sicher gleichfalls großen Schaden erlitten.

Aqyoul al-Tahtani – das Untere Aqyoul - liegt in einer Senke, von der aus die Straße in beide Richtungen aufsteigt, in die eine Richtung zur Mayssaloun-Schule, in die andere nach Bab al-Hadid. Und wenn ich während meiner ganzen Kindheit auch stets in die eine Richtung zur Mayssaloun-Schule ging, so habe ich in all den späteren Jahren, die ich im alten Aleppo lebte, immer den Weg nach Bab al-Hadid genommen.

Auf den „Bab al-Hadid“-Platz mündeten mehrere Straßen, von denen die aus Aqyoul kommende nur eine ist. Eine andere ist die berühmte Banqousa-Straße, die in einer ihrer Abzweigungen zur Militärkaserne und zum Pascha-Viertel führt, wo das Haus meines Großvaters lag. Dort lernte ich die alte arabische Musik lieben, denn mein Großvater lud einmal monatlich die Aleppinischen Musiker und Sänger zu sich ein. Diese Zusammenkünfte wurden „Sahniya“^[1] genannt, denn jeder Gast brachte für die gemeinsame Mahlzeit einen Teller mit Aleppiner Gerichten mit. Dort lernte ich die wichtigsten Komponisten, Sänger und Musiker kennen, für die die Stadt berühmt war - unter anderen Bakri al-Kurdi und Sabri Mudallal -, und lauschte ihnen, wenn sie jene schönen Lieder und vertonten alten Gedichte sangen, die bis zum heutigen Tag lebendig sind.

Zwei weitere wichtige Straßen münden gleichfalls auf den „Bab al-Hadid“-Platz: die „Dschubb al-Qubba“-Gasse, wo mehrere Karawansereien und das Büro meines Vaters lagen, der mit Getreide und Baumwolle handelte. Und die andere Straße, die im Gegensatz zur ersten von Westen zur Khandaq-Straße führt und von dort zum Stadtzentrum.

Der Name „Bab al-Hadid“-Platz rührt von einem der alten Stadttore Aleppos mit seinem Eisentor her. Dort kann man einen Teil der Stadtmauer und des Turms sehen, der das Tor überragt. Das Tor wurde nachts und in Zeiten von Krisen und Unruhen geschlossen.

Das zweite Foto, das ich zufällig entdeckte, als ich im Netz surfte, war während der Kämpfe auf eben diesem Platz aufgenommen worden. Offensichtlich hatte man es vom Dach der Läden der Stadtverwaltung aus gemacht. Dabei handelt es sich um zwei Reihen von Geschäfte, die die Stadtverwaltung in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts hatte bauen lassen und die mit dem gelben behauenen und geschliffenen Stein verkleidet sind. Auf dem Foto ist der größte Teil des Platzes sowie das Eisentor und der sich darüber erhebende Turm erkennbar. Auf dem Platz stehen Dutzende Kämpfer mit ihren Gewehren und ihrer Munition. Sie tragen Zivil, ihr Kopf ist mit einer Kufiya - dem arabischen Kopftuch - bedeckt. In einer Ecke des Platzes sieht man eine Barrikade aus Autoreifen und einem alten Kühlschranks. Dahinter hockt ein Kämpfer mit dem Gewehr im Anschlag. Die meisten Kämpfer haben eine Hand erhoben, vielleicht zeigen sie auf etwas oder machen ganz erregt einen Vorschlag oder geben sich gegenseitig Befehle, denn kurz vorher ist in einem der alten Gebäude eine von der Regierung abgefeuerte Granate eingeschlagen. Das ist ganz deutlich zu erkennen, denn eine schwarze Wolke steigt vom Einschlagsort auf und Steine fliegen durch die Luft.

Das Wetter ist offensichtlich sonnig auf dem Foto, nur die durch die Explosion verursachte Wolke trübt den Himmel. Aber es ist genau derselbe Platz, den ich als Kind und später als junger und älterer Mann Hunderte Male überquerte, wenn ich etwa an einem Beerdigungsumzug teilnahm und in die Banqousa-Moschee ging, um dort für den Verstorbenen zu beten. Die Moschee ist auf dem Foto nicht zu erkennen, weil sie hinter dem Platz liegt. Die Bewohner von Aleppo bestatten ihre Toten lieber auf den alten überfüllten Friedhöfen, die auch die Überreste ihrer Ahnen beherbergen. Heute ist der „Bab al-Hadid“-Platz zu einem Kriegsschauplatz geworden.

An religiösen Feiertagen verwandelte sich der Platz in einen Vergnügungspark. Es wurden Schaukeln und Zelte aufgestellt, in denen mit primitiven Mitteln Filme gezeigt wurden. Als Junge von neun Jahren sah ich bei einer solchen Gelegenheit einmal einen Zauberer, der mit großem Geschick Taschenspielertricks vorführte, die uns damals alle begeisterten. Dann bot er uns einige Dinge zum Kauf an, wie zum Beispiel eine flüssige Medizin gegen Kopfschmerzen. Einmal betrat ich auch gegen ein Eintrittsgeld von fünf Piastern das Zelt der Zigeuner, um ein Kind zu sehen, das gar nicht wie ein Zigeunerkind aussah. Es sang mit ergreifender Stimme und verzauberte die Menschen, und als ich aus meiner Verblüffung erwachte, eilte ich zum ganz in der Nähe gelegenen Haus meines Großvaters und erzählte ihm von dem Jungen. Mein Großvater begleitete mich zu dem Zelt und war so fasziniert, dass er die Zigeuner um ihre Adresse bat. Er wollte die besten Sänger aus ganz Aleppo zu ihnen bringen, damit sie das Kind singen hören, doch sie lehnten ab, und am nächsten Tag war ihr Zelt verschwunden und das Kind für meinen Großvater verloren. Der aber hat sich zeitlebens an den Jungen erinnert.

[\[1\]](#) Eine Ableitung des Wortes „Sahn“, das auf Deutsch Teller heißt.